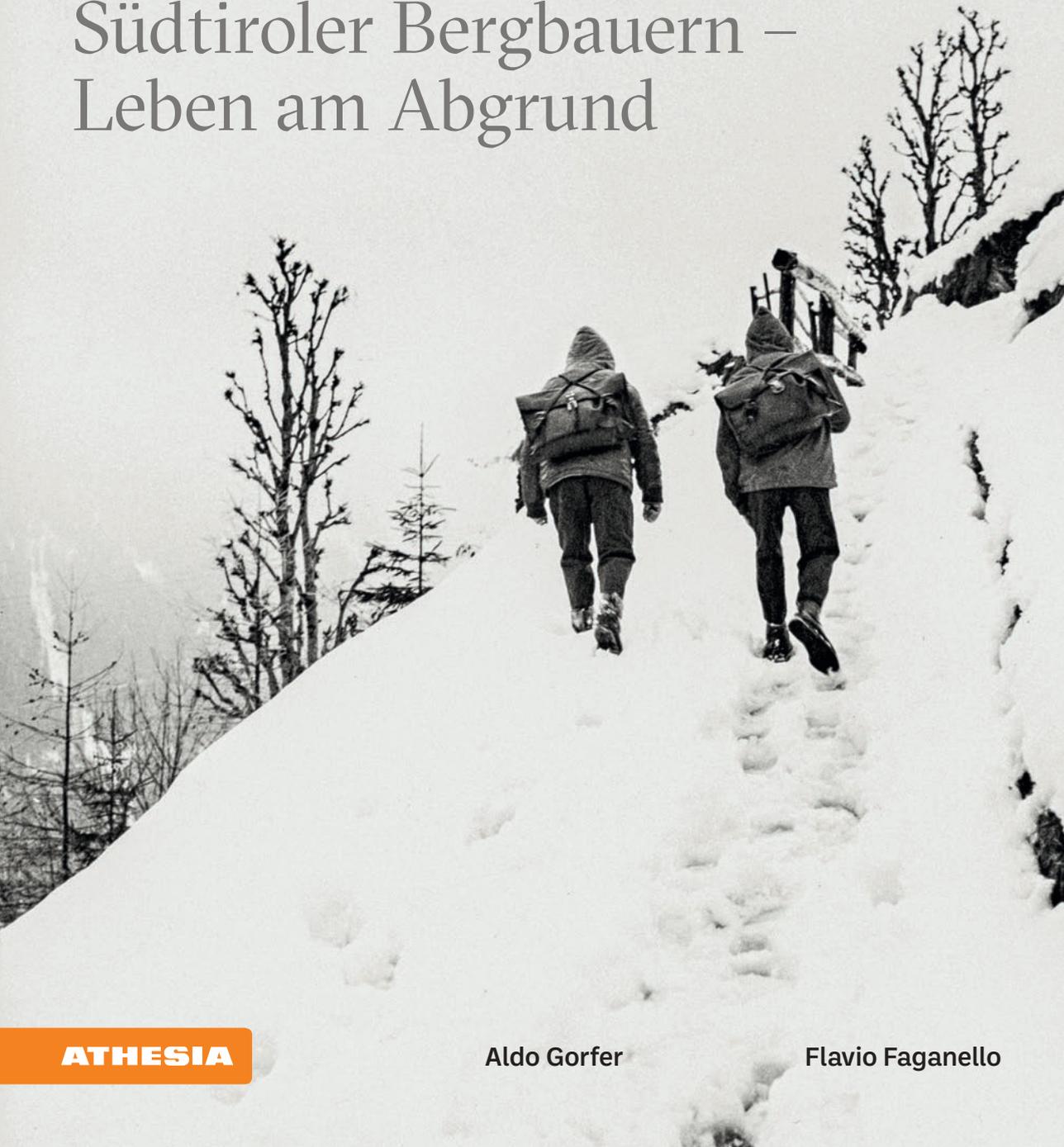


# Die Erben der Einsamkeit

Südtiroler Bergbauern –  
Leben am Abgrund



**ATHESIA**

Aldo Gorfer

Flavio Faganello

Vorwort	4
Die Gründe für diese Enquete	6
Hüter der Bescheidenheit (Astrid Kofler)	8

<b>Die Grenze</b>	<b>14</b>
Grubhof (Naturns)	
<b>Sie haben kein Recht auf Liebe</b>	<b>24</b>
Grubhof (Naturns)	
<b>Die Diaspora des Linthofes</b>	<b>34</b>
Linthof (Naturns)	
<b>»Manchmal reicht es zum Leben ...«</b>	<b>46</b>
Wiesfleck (St. Nikolaus, Ulten)	
<b>Der halbnackte Christus im Schnee</b>	<b>58</b>
Zernbrigl (St. Nikolaus, Ulten)	
<b>Zum Sterben kehren die Vögel ins Nest zurück</b>	<b>70</b>
Löcherhof (Gand im Martelltal)	
<b>Der Stolz, Bauer zu sein</b>	<b>86</b>
Stallwies (Martelltal)	
<b>Langer Weg durch die Nacht</b>	<b>100</b>
Greithof (Martelltal)	
<b>Die Mutter, die Hungers starb</b>	<b>112</b>
Ritzail (Mauls)	
<b>Der Sturm</b>	<b>126</b>
Troterhof (Mauls)	
<b>Das Lebenslicht</b>	<b>142</b>
Plankhof (Mauls)	
<b>Die dramatische Landschaft des Egghofes</b>	<b>156</b>
Egghof (St. Martin im Kofel)	
<b>Die Anziehungskraft der Schaufenster in der Stadt</b>	<b>172</b>
Egghof (St. Martin im Kofel)	

<b>Der Traum einer Bäurin</b>	<b>184</b>
Vorrahof (St. Martin im Kofel)	
<b>Das gesegnete Heu</b>	<b>198</b>
Paulheißhof (Mareit)	
<b>Die Zukunft der Kinder</b>	<b>210</b>
Hochstranseshof (Mareit)	
<b>Die Kinder, die von der Lawine getötet wurden</b>	<b>224</b>
Finailhof (inneres Schnalstal)	
<b>Die Klugheit des Laseiderbauern</b>	<b>238</b>
Laseiderhof (Lüsen)	
<b>Der Knecht, der Bauer wurde</b>	<b>254</b>
Karmannhof (Welsberg)	
<b>Die schrecklichen Lawinen</b>	<b>270</b>
Mitterhofer (Pfunders)	
<b>Das Lied des Regens</b>	<b>288</b>
Holzerhof (Mühlwald)	
<b>Die drei Geschwister des Viertlerhofes</b>	<b>304</b>
Viertlerhof auf Pieterstein (Mühlwald)	
<b>Der Hof zwischen den Felswänden</b>	<b>326</b>
Kofler zwischen den Wänden (Ahornach)	

Steig und führt durch ein Gatter und zwischen dem zu beiden Seiten verlaufenden Zaun hinunter ins tiefe Trogltal.

Auf den Hängen erblickt man die Sonnenberghöfe Gallmein, Pichelle, Innerforch und Unterstell bis dorthin, wo der Bergrücken eine Biegung macht und der Horizont sich weitet. Dahinter beginnt das schöne, aber wilde Schnalstal.

Auf dem Grubhof gibt es kein elektrisches Licht. Die Höfe Unterstell und Innerforch haben eigene kleine Elektrowerke eingerichtet. Die Seilbahnen aber werden hie wie dort mit Dieselmotoren betrieben.

Als wir ankamen, rief uns einer der kleinen Buben des Bauern ein »Ciao« entgegen. Auf dem Schafstall sind große Bockshörner angehängelt. Josef, der Bruder des Bauern, den der ungewohnte Lärm aus dem Stall hervorgelockt hatte, sagte, er hätte einige dieser gewaltigen Exemplare noch lebend gesehen. »So hoch waren sie«, sagt er und zeigt auf den Zaun bei den Eschen, »und wild waren sie wie Stiere.« Der Hof bietet den einfachen, aber freundlichen Anblick, wie ihn die landwirtschaftlichen Ansitze, die ihre traditionelle Selbstgenügsamkeit noch nicht zur Gänze eingebüßt haben, in Tirols Bergen aufweisen: Fenster mit tiefen Leibungen, großer Holzgiebel, reichlich verziert von fleißigen Handwerkern. In einen Balken ist in Großbuchstaben der Name der Leute eingraviert, die den Hof 1747 erbaut haben, dann noch ein zweites Mal in die Mauer neben dem Stubenfenster: Jos. Rotmm 1748.

Der Bauer bemerkt dazu, dass der Hof als vererbbares, landwirtschaftliche, ständig bewohnte Einheit viel, viel älter sei. Er reicht zurück bis ins 14. Jahrhundert, vielleicht noch weiter. Das neue Wohnhaus ist nichts anderes als eine Weiterentwicklung, eine »Verbesserung« des alten, nicht mehr den Erfordernissen entsprechenden Gebäudes, das jetzt zum Schafstall »degradiert« worden ist. In der Tat weist das Wohngebäude, halb aus Stein, halb aus Holz, in verschiedenen Teilen Züge dieser »Veredelung« auf, darunter in den Hell-dunkel-Verzierungen rund um die Fenster und im Torbogen.

Wenn man der Geschichte eines Vinschgauer Berghofes nachgeht, erfährt man, dass das Entstehen bis ins Mittelalter zurückreicht, als auch die höher gelegenen Gebiete gerodet wurden. Die menschliche Besiedlung erfolgte in einem langen Wechsel der Generationen, die damals wie heute der Erde das Lebensnotwendige abrangen: Hier handelt es sich um einen zwischen zwei tief eingeschnittenen Tälern gelegenen Kegel auf rund 1500 Meter Höhe.



Grubhof (Naturns), am 3. November 1971

Der mittelalterliche Weg, der von Naturns zum Grubhof hinaufführt, wird Kirchweg genannt, weil er die Höfe mit der Kuratalkirche und natürlich auch mit dem Dorf verbindet. Dieser Kirchweg zeugt in beeindruckender Weise von den vielen Menschen, die im Verlaufe der Jahrhunderte darüber hinweggeschritten sind: Die in die Felsen eingehauenen Stufen oder auch die verschiedenen Raststellen mit dem Ausblick auf das Tal, die sich manchmal unter dem Schutz einer Gruppe von Lärchen oder kräftigen Eichen befinden, zeugen davon. Besonders aber die holzüberdachten Bildstöcke mit dem Kruzifix oder der Madonnenstatue in der Nische. Man sagt, dass jeder Berghof ein solches Bildstöckl hat, als frommer Weggeleiter für den Wanderer, aber noch mehr: als äußerer Ausdruck tiefer Frömmigkeit, eng verbunden mit dem Glauben und Wissen um die Feindlichkeit der Natur und die Härte des Lebens.

Weiters begegnet man Bildstöcken, die an plötzlichen Tod erinnern. Sie sind wie die Kreuze auf Gräbern von Soldaten, die auf fremder Erde gefallen sind. Wir verhalten den Schritt und lesen die fromme Beschreibung vom tragischen Tod des uns unbekanntes Josef Pratzner, der 1904 im Wasserwaal ertrunken ist.

Die Toten werden in Tragbahnen den schmalen Weg hinuntergetragen. Vier Träger lösen einander ab. Der Abstieg ist steil und der Weg so schwierig, dass der Tote manchmal in der Bahre fest- und diese auf den Rücken des Trägers gebunden werden muss.

Der Totenzug hält bei jedem Kruzifix an. Am Eingang der Kirche von Naturns wartet der Priester. Viele erinnern sich noch, wie vor nicht allzu langer Zeit die Toten auf eine Art Traggestell gebunden und unbedeckt bis zum unteren Ende des Weges getragen wurden. Dort warteten der Arzt und der Pfarrer – und die Bahre. Der Arzt untersuchte die Leiche und gab sie für die Beerdigung frei, der Pfarrer stand dabei, während die Leiche schnell in die Bahre gelegt und diese zugenagelt wurde.

Dieser Brauch war besonders beeindruckend, aber in keiner Weise makaber. Er versinnbildlichte in liebevoller Weise die Abschiednahme



Die Stube, »die einem Feldlager glich ...«.





Die Gebäude, wie sie jetzt stehen, stammen aus dem vorigen Jahrhundert. Stadel und Stall wurden 1857 erbaut, das Wohnhaus 1864. Die Holzstämmе des vormaligen Wohnhauses wurden zum Bau des Stalles gebraucht.

Aber der Stallwieshof reicht viel weiter zurück, ebenso die umliegenden Gehöfte. Sie entstanden im Mittelalter. Der Bauer Eduard weiß sogar das genaue Jahr: 1332. Der Gründungsakt des Hofes, sagt er, steht in einer alten »Chronik« geschrieben, die im Widum von Gand aufbewahrt wird. Die ersten Siedler waren Leute, die vor der »Versklavung« und Ausnutzung durch die Grafen von Vinschgau hier heraufgeflüchtet waren. Dies weist wohl darauf hin, dass die Besiedlung der Berggebiete vom damals herrschenden Feudalsystem ausgegangen ist. Die Wälder des Martelltales befanden sich in der Tat im Besitz der Feudalherren von Schloss Montani, nach der Napoleonischen Reform gingen sie auf die Gemeinde über, die die alten, seinerzeit eingeräumten Rechte weiter beibehielt.

Was die Überlieferung im Volk weitergegeben hat, wird von den historischen Unterlagen bestätigt. Bereits im Jahre 1364 zitiert der Marteller Kanoniker Eberhöfer in seiner »Chronik« ausdrücklich den Stallwieshof und die anderen Gehöfte. Zu dieser Zeit war die landwirtschaftliche Besiedelung des Tales in vollem Gange.<sup>3</sup>

In den höher gelegenen Gebieten fiel die Wahl der Siedler auf die sonnenausgesetzten Hänge. Die vielen mit der ungünstigen Lage verbundenen Gefahren wurden hingenommen. Im Tal unten bestand für die Höfe die ständige Gefahr, vom Plimabach bei Hochwasser überschwemmt zu werden.

Die Grundzüge der Wirtschaft sind heute eigentlich kaum anders als in jenen vergangenen Zeiten, doch die Konsumwirtschaft hat ihren Weg auch in diese abgelegenen, altväterlichen Gebiete gefunden. Ehe sie die Menschen erreicht, wird sie aber abgemildert, gefiltert durch die Entfernungen, die Wege, die Seilbahnen, durch das magere Einkommen, das oft nicht ausreicht. Von außen wird das nicht richtig wahrgenommen. »Die Bergbauern«, sagt man, »sind die wahren Träger der Südtiroler Kultur« – und überlässt sie ihrem Schicksal.

Man fühlt sich weit zurückversetzt, wenn man die Blutlache auf der vom Schnee geräumten Erde sieht, zu Füßen der Stiege, die zum Eingang des Hofes hinaufgeleitet. Das zum Trocknen in der rußgeschwärzten Küche aufgehängte Schaffell, in einer Abstellkammer die Schafwolle, in der Stube die vielen Jagdtrophäen, die Holzschuhe,



SCUOLA  
ELEMENTARE  
VOLKSSCHULE

schwere Arbeit zu leisten noch imstande ist. Ein bestechendes Beispiel liefert der Höggerhof, der etwa 1500 Meter hoch gelegen ist. Es ist noch nicht fünfzig Jahre her, da starb dort eine Frau aus Hunger. Man fand sie tot auf, während die Kinder halbwild auf den Wiesen herumliefen.<sup>5</sup>

Mein Gesprächspartner erzählt mir: »Ihr Mann war nicht imstande zu arbeiten [in der Sprache der Bergbauern heißt das, dass er zu schwach oder krank war, d. Schr.] und starb. Die Kinder hatten nichts anzuziehen. Sie gingen nur mit Hemdchen bekleidet in den Wald. Als sie auf dem benachbarten Hof Brot backten – auch dieser Hof ist jetzt verlassen – und es dann zum Hartwerden in die Brotkammer trugen, erfuhr es die Frau vom Höggerhof. Ihre Verzweiflung war so tief und der Geiz des Nachbarn so groß, dass sie heimlich durch die Stadeltür in die Brotkammer schlich, um einige Brotlaibe zu stehlen. Wenn sie den Bauern gefragt hätte, er hätte ihr keine gegeben, erzählten die Leute damals. Dann wurde die Frau immer schwächer und eines Morgens wachte sie nicht mehr auf. Die Kinder wurden auf die umliegenden Höfe verteilt und großgezogen.«

Unterernährung war damals gar nicht so selten. Hunger war ja auch nicht allein eine Erscheinung des Mittelalters, auch heute steht er allenthalben vor der Tür. Solche Fälle gibt es wohl auch heute. Eine Familienmutter hat Hunger, geht in die Brotkammer und will sich ein Stück hartes Brot in die Schürzentasche stecken. Dann aber hält sie an, sie legt das Brot wieder zurück, damit ja nicht ihre Kinder einmal ohne Brot bleiben.

Not und Hunger waren nicht selten die Weggenossen von Geiz und Misstrauen, was eigentlich verständlich ist, wenn man bedenkt, wie schwer das Leben hier von Geburt an ist und wie wenig sich im Ablauf der Generationen daran geändert hat.

So kam es vor, dass die Bäurin (in diesem Falle nicht mehr »Hausherin«, sondern Magd des Bauern) die ausgefallensten Schliche erfinden musste, um ihren Hunger einigermaßen zu stillen. Aber lassen wir meinen Gesprächspartner weitererzählen. »Auf jenem Hof dort oben musste die Frau mit ihrem Mann immer auf die Felder gehen. Der Mann war krank und so musste sie für zwei arbeiten. Am Abend

Die kleine Volksschule von Ritzail. Hier kommen die Kinder von den Höfen zusammen, sie müssen zum Teil mehr als eine Stunde über die schlechten Wege gehen.



und Rehgeweihe befestigt, die zusammen mit dem gekreuzigten Christus, dem Jesuskind von Prag, dem kleinen Glasschrein mit den kostbaren Familiensachen, den Familienfotos, Bildern, Federbetten und dem geschnitzten Schrank ein malerisches Gesamtbild ergeben. Den Schrank hatte die Großmutter Walpurg, die 1893 auf den Plankhof geheiratet hatte, als Mitgift mitgebracht. Draußen blies der Wind und pochte an die Fenster. Er wirbelte den Schnee durcheinander, die Landschaft war ungastlich.

Rudolfs Mutter war in der Küche. Die Eisenringe, an denen der Speck zum Räuchern aufgehängt wird, hatten sie entfernt, auch den offenen Herd gibt es nicht mehr. Die große Kaminhaube war geschlossen und alles weiß angestrichen worden. Dadurch ist die Küche wohnlicher geworden. Als Aufenthaltsraum wirkt sie ziemlich freundlich, anders als die Küchen der hochgelegenen Höfe des Vinschgaus.

Die Lampe auf dem Gang brennt ununterbrochen, damit stets die Stromstärke kontrolliert werden kann. Die gemeinschaftliche Elektrozentrale erzeugt den Winter über Strom mit sechs Kilowatt Leistung. Im Sommer, wenn der Ritzailbach mehr Wasser führt, steigt die Leistung auf acht Kilowatt.

Von der Elektrozentrale werden neun Höfe gespeist. Die Leute haben sich die Zuleitungen selber gebaut. Herbert vom Gaspererhof hat die Aufgabe, für das gute Funktionieren des Ganzen zu sorgen. Am Ende eines jeden Jahres werden die Kosten aufgeteilt. Dann versammeln sich die Bauern in der Stube des Gaspererhofes und machen die Rechnungen untereinander aus. Manchmal streiten sie, aber dann kommen sie überein, und wenn alles vorbei ist, trinken sie miteinander. Doch sehr einvernehmlich gehen die Dinge anscheinend nicht. Seit es die Elektroöfen auf den Höfen gibt, sind die Höfe, die näher an der Zentrale liegen, bevorteilt und verbrauchen mitunter so viel Strom, dass die weiter weg gelegenen Höfe manchmal fast ohne Strom bleiben.

Dass man nicht immer in der Lage ist, über die gemeinschaftlichen Dinge Einigung zu finden, ist eines jener »nationalen Übel«, von denen wir schon geschrieben haben.

Einmal nisteten die Zaunkönige auf den Höfen, der Ruf des Kuckucks versprach Glück, das Getreide reifte besser, die alte Generation hatte das E-Werk gebaut und beim Pfitscherhof eine dem heiligen Antonius gewidmete Kapelle errichtet. Aber die Jungen sind nicht einmal mehr imstande, das Dach der Kapelle neu zu decken, obwohl das



Josef, der zugleich Mechaniker, Fahrkartenschaffner und Kontrolleur der Seilbahn ist und die Gastwirtschaft betreibt, sagt, dass die Seilbahn die »Beine der Menschen um drei Wegstunden erleichtert hat«. Wenn starker Wind weht, was hier oben ziemlich häufig vorkommt, läutet die Alarmglocke auf dem obersten Seilbahnmasten und die Kabinen werden stillgelegt. Dann darf man sie unter keinen Umständen in Bewegung setzen, denn die acht Minuten Dauer der Fahrt könnten zu einem »makabren Tanz« werden.

In solch schwierigen Lagen kehren die Leute, die von den Höfen zur Seilbahn gekommen sind, nach Hause zurück und verschieben ganz einfach die Reise. Das kann auch vier oder fünf Tage dauern. Dann allerdings bleibt St. Martin abgeschnitten wie jene Höfe, die sich in fast verbotenen Lagen befinden. Keiner will mehr die Mühe des Kirchweges auf sich nehmen. Nur bei Begräbnissen dient der Weg. Dann wird der Tote auf Schultern zum Friedhof von Latsch hinuntergetragen. Die Lebenden begleiten ihn. Es wäre etwas Unzumutbares – und alle wären sie dagegen –, die Bahre mit der Seilbahn zu befördern. Deshalb nimmt ein Begräbnis, wenn man den Hin- und Rückweg rechnet und die Totenfeier in der Kirche, einen ganzen Tag in Anspruch.

Die Frage stellt sich, warum nicht neben der Kirche von St. Martin ein kleiner Friedhof errichtet wird. Die Kirche ist nicht sehr alt, aber viele Leute pilgern zu ihr hin, weil sie dem Schutzpatron des Rindviehs geweiht ist. Ebenso wie die Höfe steht sie zuvorderst auf einem steilen Abhang. Sieht man sie von unten, beeindruckt die kühne Bauweise, die die Kirche wie ein Schloss erscheinen lässt. Erblickt man sie von oben, dann ist sie nichts anderes als eine arme Bergkirche, eine schweigende Silhouette im Wind, eingefügt in die Berglandschaft.

Der Weg führt hin bis zum gotischen Portal. Die Leute von den Höfen mit all ihren Leiden sind da aufgegangen. Dann weitet sich wieder der Horizont. All das ist von einer Symbolik behaftet, in der gemeinschaftliche Traditionen, Gläubigkeit, Aberglauben, Vertrauen, Angst und anderes sich vermischen. Sie alle scheinen das geweihte Gebäude zu umschlingen mit ihrer nie niedergeschriebenen Geschichte von Generationen von Bergbauern. Fast würde es einen reizen, ein Ende dieses unsichtbaren Belages zu lüften und zu versuchen, eine Verbindung herzustellen mit den angehäuften menschlichen Gedanken und Handlungen, die wie Bildnisse und ungeschriebene Worte auf dem Bildschirm einer unsichtbaren Welt haften.



Der Paulheißhof, auf 1300 Meter Meereshöhe gelegen, ist eine Gehstunde von der Mareiter Kirche (1070 m) im oberen Eisacktal entfernt. Er liegt auf dem Südhang der Telfer Weißen (2589 m) und wurde damals von vier Personen bewohnt. Bereits damals führte eine Straße zum Paulheißhof, sie war 1971 gebaut worden. Den Hof bewirtschaften heute die Geschwister Nanne und Hans Gasteiger, Flavio Faganello hatte die beiden bei seinem Besuch im Februar 1972 in der Stubenecke unter dem Herrgottswinkel fotografiert.

Paulheißhof (Mareit), am 10. Februar 1972

Ich habe den Paulheißhof auf der Mareiter Sonnenseite im oberen Eisacktal mit Absicht ausgewählt, weil er wie auch der Plattnerhof, der Haberle und andere von einer nagelneuen Straße erreicht werden. Diese führt von Mareit linkerseits des Ridnauner Baches herauf und überquert dann die so genannte Sonnenseite. Der Name ist vielleicht eine dem Wunschdenken getreue, sinnverändernde Korrektur von Sonderseit, wie das Gebiet in den Urkunden aus dem 17. Jahrhundert noch genannt wurde. Die Straße hört beim Gassegaut zu Füßen des Paulheißhofes auf.

Man sagt, dass die Straße noch weitergebaut werden soll in Richtung Gewätzelhöfe und bis hinauf nach Hochstranses auf 1500 Meter Höhe. Diese Straße ist wirklich ein begrüßenswertes Bauwerk, gleich wie etwa die kleine Personenseilbahn, die Latsch im Vinschgau mit St. Martin im Kofel verbindet.

Auf der Sonnenseite von Mareit hat sich bereits eine wenn auch noch begrenzte und schüchterne soziale und wirtschaftliche Entwicklung im Gefolge der Straße angebahnt. Mit ihr ist Hoffnung ins Gebiet gekommen. Der Bauer von Hochstranses hat schon den Führerschein erworben, damit er gerüstet ist, wenn die Straße bis zu ihm hinaufführt. Und beim Paulheiß erzählen sie mit einiger Verwunderung, aber noch mehr Zufriedenheit jenes außergewöhnliche Ereignis vom 31. Juli 1971, als der Plattner-Hans mit seinem »Sechshunderter« von Mareit bis zur Haustür heraufgefahren kam.

Nanne und der kleine Hans vom Paulheißhof bei Mareit, wie sie in der Stubenecke sitzen. Über ihnen das Kreuzifix und zu dessen Seiten die heiligen Isidor und Notburga.



mageren Mann mit hervorstehenden Zähnen, einem schwarzen Hut auf dem Kopf, Jacke, Krawatte, aber ohne Schuhe. Ich war überrascht über diese schweigsame Erscheinung. Es war der andere Anton, der Bruder der Bäurin. Er war gerade erst vom Marienwallfahrtsort bei Toblach heraufgekommen, und er zeigte sich verdrossen und argwöhnisch über diesen fremden Besuch mitten im Winter. Er hatte die drei Wegstunden auf sich genommen, um der feierlichen Messe beizuwohnen, die dort unten jeden Fastensamstag zelebriert wird. Er lächelte verlegen, als wir ihm Fragen zu stellen begannen, und blieb mitten in der Stube stehen, ohne Schuhe, den schwarzen Hut auf dem Haupt. Flüsternd fragte er den Schwager, ob er das Pferd bereits getränkt hätte, dann ging er uns voran, als wir den Hof besichtigten. Neben seinem Bett stand ein Fahrrad. Der Wind kam vom Heustadel herein, und wir hatten den Eindruck, uns im Unterdach einer Almhütte zu befinden.

Die kleine Luftschraube unten im Garten drehte sich wie rasend. Das Tageslicht nahm allmählich ab und man fühlte sich in der stillen Stube wohl. An windigen Tagen vernimmt man das Läuten der Glocken aus Toblach, Niederdorf, Welsberg und jener des Klarissenklosters von Taisten, aber die von Taisten kann man von jenen in Welsberg nicht unterscheiden, weil sie denselben Klang haben.

Es kostete Anton sichtliche Mühe, aus seinem Gedächtnis das Lied hervorzuholen, das in seiner Jugendzeit über die große Glocke von Toblach gesungen wurde:

*Anne Maria heiß ich,  
alle Wetter weiß ich,  
alle Wetter vertreib ich,  
auf dem Toblinger Turm bleib ich ...*

Darauf fragte ich den Bauern Anton unvermittelt: »Wenn sie dir eine sichere Arbeit und eine Wohnung anbieten würden, würdest du dann ins Dorf hinunterziehen?«

»Nein«, antwortete er. »Nein, denn ich habe nie eine andere Arbeit verrichtet als die des Bergbauern, und als Bergbauer bin ich immer frei. Auch wenn ich jung wäre und von Neuem anfangen müsste, würde ich das Leben als freier Bauer jedem anderen vorziehen.«



Jeder Hof hat eine Werkstatt, wo der Bauer die Arbeitsgerätschaften repariert und die Schäden am Haus ausbessert.

Die Drucklegung dieses Buches wurde ermöglicht durch die  
Südtiroler Landesregierung / Abteilung Deutsche Kultur.

AUTONOME  
PROVINZ  
BOZEN  
SÜDTIROL



PROVINCIA  
AUTONOMA  
DI BOLZANO  
ALTO ADIGE

Deutsche Kultur

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im  
Internet abrufbar: [dnb.d-nb.de](http://dnb.d-nb.de)

### **8. überarbeitete und erweiterte Auflage 2023**

© für die deutschsprachige Ausgabe  
Athesia Buch GmbH, Bozen (2003)

### **Fotos**

Flavio Faganello, Amt für Film und Medien,  
Autonome Provinz Bozen-Südtirol

### **Design & Layout**

Philipp Putzer, [farbfabrik.it](http://farbfabrik.it)

### **Bildbearbeitung**

Typoplus, Frangart

### **Druck**

Cierre Grafica, Sommacampagna

### **Papier**

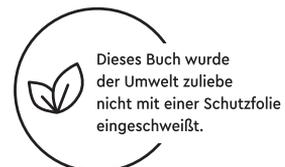
Innenteil und Vorsatz Coral Book White,  
Umschlag Fedrigoni Imitlin Flat neve

### **Gesamtkatalog unter**

[www.athesia-tappeiner.com](http://www.athesia-tappeiner.com)

Fragen und Hinweise bitte an  
[buchverlag@athesia.it](mailto:buchverlag@athesia.it)

ISBN 978-88-6839-694-7





Die Zeit hält kurz den Atem an: Das Alte noch nicht vergangen und das Neue noch nicht da. Die Schilderungen und Bilder zum archaischen Leben der Menschen auf den Südtiroler Einödhöfen verschlagen einem die Sprache. Ein zeitloses Zeugnis vom Überlebenskampf gegen eine unwirtliche Natur, gegen die Dämonen der Einsamkeit. Aber auch von Stolz und Familiensinn, von Genügsamkeit und Selbstversorgung. Getragen von der Hoffnung auf eine bessere Zukunft für die Kinder.

In den 1970er-Jahren sind der Journalist Aldo Gorfer und der Fotograf Flavio Faganello in den Wintermonaten durch Südtirol gezogen, um die Lebenssituation der Menschen auf einsam gelegenen Bergbauernhöfen zu dokumentieren. Dem Trienter Autorenpaar ist es trotz sprachlicher Barrieren, Misstrauen und dem verschlossenen Charakter der Leute gelungen, ein bis heute außergewöhnliches Buch des harten Lebensalltages auf über 1500 Meter Höhe zu entwerfen.

ISBN 978-88-6839-694-7



9 788868 396947

athesia-tapeiner.com

28 € (M/D/A)